

Hans Fischer-Barnicol

## Pater absconditus

Das Problem im Spiegel der  
Religionsgeschichte

### I. Einschränkungen

Auch die Zukunft ist nicht mehr, was sie war – und zugleich steht uns eine grundlegende Veränderung der Vergangenheiten bevor. Die Überlieferungen werden wieder aktuell, ja, wenn wir sie verstehen lernen, äußerst progressiv erscheinen. Wir sind freilich ihren Denkweisen und den Erfahrungen, die sie mitteilen, so sehr entwöhnt, daß es umständlicher und zeitraubender Erklärungen bedarf, sich ihrer keineswegs abgelebten Wahrheit zu vergewissern. Um sie anzudeuten, suchte ich mir einige Belege aus Mythen, Riten und den Rechts-Traditionen Ostasiens, Indiens, der alten und jüngeren Abendländer zusammen; in möglichst klein gedruckten Fußnoten füllen sie mühelos den Raum aus, der diesen Überlegungen zur Verfügung steht<sup>1</sup>. So ist hier, was sich den Kulturen im Vater symbolisierte<sup>2</sup>, nur übereilt und atemlos als Phänomen – nicht als Rosenöl, nur in ein paar Dornen der Problematik vorzuzeigen. Aus der Sicht anderer Geschichte betrachtet, ist die Gestalt des Vaters nicht so problematisch wie die Tatsache, daß sie für uns soziologisch, psychologisch, pädagogisch, meineltenfalls auch ideologiekritisch und in tragikomischen Mißverständnissen einer «feministischen» Theologie derart problematisch geworden ist. So kommt es jedenfalls dem Touristen vor, der die dogmatischen Gefilde, wo Milch und Honig fließen, nur gelegentlich, zur neuerlichen Vermessung denkgeschichtlicher Quellgebiete und Flußläufe oder eben zur eigenen Rekreation aufsucht. Ihm stellt sich die dem Eingewohnten vertraute Landschaft der Probleme etwas anders dar. Ihn verwundert, was der Ansässige kaum beachtet, weil er es für selbstverständlich, in diesem Fall, für selbstverständlich problematisch hält.

Nun betreffen die Sinnbilder von Vater und Mutter in der Tat das Selbstverständnis eines jeden Menschen, auch das des Findelkindes, das

seine Eltern unglücklicherweise nie kennengelernt hat. Um zu erfragen, was der Vater bedeutet, müssen jeweils elementare Grunderfahrungen untersucht werden, aus denen sich menschliches Selbst-Verständnis ergibt. Neben dem, was einer von sich weiß oder doch insofern erfassen kann, daß es ihm unverständlich bleibt wie das Vergessen, enthält es vielerlei, dessen wir nicht gewahr werden. Als nur zu «selbstverständlich» ist es der Reflexion entzogen. Dazu gehört, was dem Dasein voraus und zu Grunde liegt, ungewollt, ungewußt, unbemerkt und doch Schicksal und Gestalt dieser Anwesenheit prägend, wie Vater und Mutter, wie das Existenz bewirkende *Karma*<sup>3</sup> des vedischen oder buddhistischen Dharma. Es ist mir zu nahe, um wahrgenommen und bedacht zu werden. Ich täusche mich, wenn ich in den Geschehnissen und Gleichnissen, die es annimmt, etwas anderes, Fremdes sehen will, von dem unabhängig ich mich erfahren könnte. Ich bin ihm vom Ursprung her einbezogen. Genau dies bezeichnen östliche Sprachen mit dem *Selbst*, japanisch: *ji-bun*<sup>4</sup>, im Unterschied zum dazu äußerlichen *Ich*.

So geht die Frage nach dem Wesen des Vaters insgeheim stets vom je schon Gewußten aus, das in einer Kultur selbstverständlich ist; es muß gleichermaßen erfragt werden, weil es zur Frage gehört. Nur ein unaufmerksamer Hase hält die beiden Igel am Ende der Furchen, durch die jede hermeneutische Vergewisserung hin und her hetzt, für ein und denselben. Der Zirkel ist perfekt<sup>5</sup>.

Um es kurz zu machen, konzentriere ich mich – erst im flüchtigen historischen Überblick, dann in einigen Schlußfolgerungen – auf die verschiedenen Strukturen dieses Vorverständnisses. Dabei sind zwischen den Überlieferungen wunderliche Übereinstimmungen und nur geringfügige Differenzen weniger im Sinn als in den Symbolisationen zu entdecken, in denen er sich vergegenwärtigt.

### II. Einige geschichtliche Indizien

Der Vater als Problemfigur tritt recht spät auf, nach Shakespeare<sup>6</sup>, in den Väterliteraturen<sup>7</sup>, unter neuzeitlich-nördlichen Bedingungen und so nur im Abendland. Unbestreitbar hat sich zur gleichen Zeit das Selbstverständnis des Menschen in Europa grundlegend verändert, so daß es mit dem anderer Kulturen kaum noch kommunizieren kann. Ob seinen emanzipatorischen Prokla-

mationen, in denen sich ein unbedachtes Ich behauptet, zu trauen ist, sei dahingestellt; jedenfalls sind mit den Vätern auch die Söhne, auch für sich selber, höchst problematisch geworden.

Demgegenüber stehen die elementaren Beziehungen, in denen wir uns vorfinden, für die Überlieferungen außer Frage. In der Vatergestalt symbolisiert sich ihnen ein vor-ursprüngliches Mysterium. Die Rätsel der Vaterschaft werden rituell und rechtlich gelöst. Die Zeichen verweisen in ein uneinsehbares Ereignis: das erste Ejakulat, Zeugung vor aller Zeit, die Vorgabe möglicher Zeitigung im vorgegebenen Universum, die Auslösung des Geschehens, in dem Existenz in Natur und Geschichte Gestalt annimmt. Aus der Verborgenheit strömt es ins Meer der Möglichkeiten, in den Urschoß ein, aus dem Wirkliches in Erscheinung treten und zu Tage kommen kann. Allenthalben ist «*das Namenlose, Ursprung Himmels und der Erden*», unkenntlich und «*das Namhafte, die Mutter aller Dinge*», offenbar; doch: «*Beide (das Geheimnis und sein Offenbarsein) sind eins; im Offenbaren werden sie nur verschieden benannt*»<sup>8</sup>.

Echte Symbole können nicht «hinterfragt» werden. Als deutlich uneigentliche Zeichen, Vollzüge, Bilder oder Gestalten erkannt, klar unterschieden von dem, was sich in ihnen symbolisiert, lassen sie doch die Präsenz dessen, was sie bedeuten, konkret zur Erfahrung kommen. Die Erfahrung verdirbt, wenn sie – durchaus kritisch – die gleichermaßen symbolische wie ontologische Differenz nicht mehr wahrnimmt. Dann erst kann nach einem hintergründigen Sinn gefragt werden. So wird der Vater nicht durchschaut, sondern von einem Licht durchleuchtet und überstrahlt erfahren, das dem Kinde in seiner Gestalt aufgehen kann und soll, das aber nicht von ihm ausgeht. Seine Konturen bleiben eigentümlich unklar. Der Mann, der uns als Vater begegnet, scheint wie ein Schatten zu verblassen vor dem, was dieser allen gemeinsame Urlaut, das Lallwort *Pa – Papa* (altind. *pitṛ*; indogerm. *pitár, patér*; semit. *'ab, abba*), unser *pater, père, father, Vater* anruft. Um zu gewahren, was sich in ihm vergegenwärtigt, empfiehlt Chinas Weisheit – den Kindern zuliebe – *hsiao* = »Pietät«<sup>9</sup>. Sie nimmt wahr, was in der Unzulänglichkeit, in der sie zum Vorschein kommt, doch da ist.

Sie braucht nicht zu leugnen, daß der jeweilige Vater seiner Vaterschaft nicht genügt. Wer vermag schon, dem nachzukommen, was er ist?

Denn – *so wie und das sein, was einer in Wahrheit ist: das gelingt doch nur, buddhistisch gesprochen, dem tathāgata (jap. Nyoko/Nyorai): der kommt und geht, wie er wahrhaft ist, aus der wahren in die wahre Wirklichkeit*<sup>10</sup> – und das ist ein Buddha. Der vermag die reine, von den Einmischungen des Ichs entschlackte Realität – *tathatā* (jap. *Nyo*) – zu gewahren und zu ertragen<sup>11</sup>. Ein Narr, wer dies von allen übrigen verlangt, statt ihnen – so auch dem eigenen Vater – mit der barmherzigen Vor- und Nachsicht zu begegnen, auf die er selber angewiesen ist.

Vaterschaft überfordert, wie die Vermählung den Mann und die Frau, fast alle Menschen von Natur aus. Sie erlegt auf, dem Kind in äußerster Liebe, Sorgfalt, Nüchternheit und stets zärtlicher Strenge die Wahrheit vorzugeben, die man selbst nur unzulänglich verwirklichen kann. Sie lebt aus der Erwiderung dieser ehrfürchtigen Zuneigung und weiß sich, nicht erst postmortal, auf deren Treue angewiesen ... obwohl dies dem Vater anvertraute Lebewesen nicht eigentlich von ihm gezeugt worden ist. Denn für ein archaisches Bewußtsein und jede religiöse Einsicht entsteht es nicht natürlicherweise. Es wird vielmehr durch viele Wandlungen hindurch von Zeit- und Wasser-Geistern (Fröschen, Fischen, Reptilien, Krokodilen, Schwänen etc.) ins Bedingte hereingetragen, um dann aus Quellen, Brunnen, Kristallen, Bäumen oder Felsen in seine erste Wiege einzugehen, die Gebärmutter<sup>12</sup>. Alle Kenntnis und Technik der Viehzucht ändern an diesen Vorstellungen nichts, in keiner der Überlieferungen. Der Mensch wird aus allem, dem »Lehm« der Genesis, gemacht, im Augenblick der »Zeugung« von Gott geschaffen und in die Existenz entlassen.

Bereits der Coitus symbolisiert ein Urge-schehnis<sup>13</sup>, das beiden, der Frau wie dem Manne, widerfährt. Nicht nur indische Überlieferungen übertragen dem Mann die Rolle des von seiner leidenschaftlichen Geliebten, der *Śakti*, umspielten *Śiva* im zeitlichen Nachvollzug des vorweltlichen Hierogamos. Die Vielfalt der Mythen – Ozeaniens, Ost- und Zentral-Asiens, der vedischen und avestischen Erfahrungen wie des Abendlandes – ruft überraschend ähnliche Deutungen hervor. Aus dem Uropfer *Prajāpatis*, des Vaters aller Götter und Wesen, blüht das Sein auf; *Abura Mazda* gewährt allein Leben; *Zeus* ist Vater von Göttern und Menschen wie des Rechts<sup>14</sup>. Übereinstimmend wird in Gestalt des »Großen Vaters« die absolute Gestaltlosigkeit

erfahren, aus deren unzugänglichem Licht das Sein in den Schoß der Zeit, in die nächtliche Flut gärender Möglichkeiten einströmt. *Flügel spreitend*, erinnert die Gen. 1.2, *Braus Gottes schwingend über Urwirbels Antlitz*<sup>15</sup>.

Aus diesem flutenden Urschoß werden die Erscheinungen geboren. Umspült vom Fruchtwasser der Zeit, der heilige Fisch, wartet der Embryo Mensch zeitlebens auf eine andere Geburt. Das seiner selbst nicht bewußte Leben brandet in Ebbe und Flut, und wie das Meer gehorchen die Zeiten und das Blut der Frauen dem Monde. Wie die Schöpfung erfolgt die Wiedergeburt aus dem Urquell, der ins Offenbare versetzt. Der wogenden Tiefe vermählt sich der zeugende Blitz zur Geburt der kosmischen Perle, dem Wunder der Vereinigung von Himmel und Erde, die der *Margaritos Christos* als Pantokrator in Händen hält<sup>16</sup>.

Auch wenn sich später die Sinnbilder ins Bildlose vertiefen, bleibt die Mutter deutlicher als der Vater. *Der ewige Purusa* läßt sich in den Gestalten, die er im Urschoß der *Prakerti* zeugt, nur erahnen. Erst in der Abwendung aus dem Licht in die *avidyā*, das Nichtwissen, verfängt sich der *Atmān* in die unerbittlichen Bedingungen des Werdens zu *Name* und *Gestalt (nāma-rūpa)*<sup>17</sup>. Das In-eins der Prinzipien *Yin* und *Yang*, die das *Tai-ji*, d.h. den *Ursprung* bilden, bleibt transzendent; was hervorkommt, nimmt in den fünf *Wandlungen* oder *Elementen* stets asymmetrisch-rhythmisch gegliederte Gestalt in Zeit an. Das ursprüngliche Geschehnis selbst bleibt allenthalben verdeckt, ein unkenntliches Geheimnis. Einzig und allein der abendländische Gnostizismus bricht dieses Tabu und berichtet ausführlich, was vor dem, was im Ursprung geschah – zwangsläufig als ein vergangenes, zurückliegendes Ereignis.

Dieser für alle asiatischen, abendländischen, mystischen und philosophischen Orthodoxien häretische Aberwitz von *«Wisserischen»*<sup>18</sup> ist so absonderlich, daß er aufmerksamer betrachtet werden muß.

### III. Die Abweichung gnostischer Negationen

Die Negationen der Gnostiker mißachten bis zur Gleichgültigkeit: mit dem Leib, der Gestalt existenzialen Einbezogenenseins in die Welt, deren Eingeborene wir sind, sämtliche Beziehungen, in denen er sich zeitigt, und alles Mütterliche, das *Materialisation* gewährt. Ursprung wird zum

Unfall. Inkarnation stößt in den magischen Kerker der Zeit. Wie Gestalt als höllische Ausgeburt gilt jegliche *Aisthesis* nicht als Wahrnehmen, sondern als widerlicher Alptraum, aus dem nur *«Gnosis»* erweckt<sup>19</sup>, die weiß, wie diese Konsequenz der Torturen, die Prozession der Verketteten im Dunkel der Geschichte, in Gang gekommen ist. Das entschleierte Urgeschehnis wird jedoch durch ein neues, ebenso strikt und fraglos tabuisiertes *«Mysterium»* ersetzt: durch das Ich als eingefangener Geistfunke. Es stammt nicht ab. *Lumen de lumine* verflucht es den Vater, der die Existenz der Finsternis eingezeugt hat. Hat sich der Schoß (Zeit, Welt, Leib, Weib, Materie) in blutigen Schlamm verwandelt, erscheint der Vater als sadistischer Demiurg.

Historisch hat nur der Gnostizismus derart rigoros mit dem Mütterlichen die Vaterschaft diskriminiert. Das von ihm errichtete Totem des Ego und seine Tabus haben indessen Geschichte gemacht. Neuzeitliche Ideologien wirken geradezu wie Positiv-Abzüge dieses Negativs. Auch der Gnostizismus war emanzipatorisch, indem er alles Vorgegebene verwarf. Aus dem Schöpfergott und Gottvater der Bibel wird der grausame Gewaltherr der Finsternis, aus deren Bann nur der selbstverständlich nicht vom Weibe geborene Luzifer Jesus befreit. Aus dem *Creator Spiritus* wird ein *«Paraklet»* der Abstraktionen, ein *Extractor*, der nicht durch Verwandlung in eine neue Erde unter neuen Himmeln, sondern *im Gegensatz* – und zwar zu allem, zum Seienden im ganzen – *«befreit»*. Zu allererst ist darum das Ich der Welt entgegengesetzt.

Der letztlich trinitarische Ansatz *bipolarer Einheit* ist unter diesen Voraussetzungen nicht mehr zu denken. Wie Mann und Frau werden Verborgenheit und Offenbarsein, Ewigkeit und Zeitlichkeit unvereinbar. Zugleich werden die Zwiesel *Sein-Seiendes*, *Transzendenz-Immanenz*, *Himmel-Erde*, *Tag-Nacht* zur ontologischen Gleichgültigkeit von Gut und Böse erweitert, während z. B. für chinesisches Denken die Ausgewogenheit im Einklang von *Yin* und *Yang* gut, dissonante Gleichgewichtsstörungen jedoch böse, krank und unrecht sind. Bipolare Phänomene, in denen das eine nicht ohne das andere zu erfahren und zu denken ist, lassen keine Dialektik zu. Zwischen den Brennpunkten einer Ellipse gibt es keine Vermittlungen; beide leuchten zugleich auf. Wird die wesensgemäße duale Einheit dualistisch ausgelegt, scheint die Wiedergewinnung ihres eigentlichen Wesens in der Vereini-

gung nur endzeitlich, als Ziel eines Prozesses vorstellbar zu werden, der zeitlich herbeiführt, was nur im Zugleich existieren kann. Beim Verlassen des vorgegebenen Zugleich der *Zwei-in-Einem* löst sich das Miteinander auf und wird an die Zeit ausgeliefert, die es aus den Entfremdungen im gesonderten Für-sich-sein wieder herstellen soll.

Das Muster ist uns vertraut; wie Schicksal überhaupt wird in ihm das schicksalhaft Vorgegebene, so auch Frausein und Mannsein, bedeutungslos. Das läßt erst die auf Gleichheit, auf Kompensation der Gegensätze in neutraler Gleichgültigkeit bedachten Fragen aufkommen wie die triviale: warum denn die Frau so düster material, erdhaft, flutend, zeitlich, der Nacht und dem Tode zugeordnet, und der Mann so «geistig» gedacht worden sei? Überhaupt nicht beachtet wird, was *zwischen* den Polen waltet, sie offenbar miteinander verbindend, ja insgeheim sie erst hervorrufend. Dualismus wie Dialektik leugnen dieses *Metaxy*. Als «fließende Präsenz»<sup>20</sup> läßt es für Platon erst Zeitlichkeit erfahrbar werden; allen Denkweisen, die es ungefähr zur gleichen Zeit thematisieren, erscheint es als ontologisch «früher» als die polaren Erscheinungen. Es liegt ihnen voraus und zu Grunde: die S-Linie im *Tai-ji*, der Weg des *Tao*, der inmitten der polaren Spannungen verläuft und in den einigenden Kreis ausschwingt; oder einfacher: das «und» bei Martin Buber, es zeigt die *Beziehung an, aus der Ich und Du sich erst ergeben*. Ein Grundbegriff asiatischer Metaphysik und Therapien, sollte es als «Vor-Zwischen» verstanden werden<sup>21</sup>. Ihm entspringt die Spontaneität.

Mir scheint, es ist dieses Zwischen, dem sich der Ego-Totemismus vorzuenthalten versucht, indem er es dualistisch zerreißt oder dialektisch als vermittelnden Prozeß zwischen den Bezugspolen auslegt, wobei vorausgesetzt wird, was sich erst aus der Beziehung ergibt. Aus vorzeitigem Ursprung wird dadurch ein zeitlicher Beginn. Nicht «*heute – vor dem Morgenstern*», stets unvermittelt, sondern in irgendeinem Punkt der Zeit- und Kausalkette wird der Mensch erzeugt. Von Menschen. Ganz und gar Produkt von in sich bedingten, fragwürdigen Vermittlungen. Daß er damit die von allen Überlieferungen bezeugte Transparenz seines Leibes zum Kosmos, seines Daseins zum wie Nichts erscheinenden Sein selbst eingebüßt hat, versteht sich von selbst.

#### IV. Einige Schlußfolgerungen

Doch nicht nur mit den Traditionen, auch mit der konkreten Erfahrung lassen sich die heutigen Vorstellungen nicht vereinbaren. Sie haben mit dem Mysterium viel mehr zu tun als mit den Erklärungen, die im Lexikon nachzulesen sind. Vater als unkenntliche Heraufkunft ins Zeitliche, deren wir erst in der Empfängnis durchs mütterlich Offenbare gewahr werden – der Mensch sich selbst aus grundlosem Grunde gegeben ... den Nachfragen unserer Wissenschaft sind diese Theoreme voraus. Auch wer sich durch Verquickung von «väterlichen» und «mütterlichen» Chromosomensätzen verursacht weiß, ist dem Rätsel der Vaterschaft nicht entronnen. Die Entstehung des so-beschaffenen Lebewesens bleibt auch biologisch ein Zufallstreffer, und kein Mann weiß, wen oder was, ja, *daß* er zeugt. Vaterschaft fällt zu – in einem phänomenologisch unzugänglichen versunkenen Erleben, in dem sich die Liebenden – entgrenzt wie im mystischen, vom Ich entbunden wie im nahen ekstatischen Widerfahrnis – kaum voneinander unterscheiden können<sup>22</sup>. Aus solcher Erfahrung, aus der sich der Mensch – wie nach einem Schiffbruch an den Strand der Realität zurückgeworfen – erst allmählich wiederfindet, ist nichts abzuleiten.

Der Frau bleiben die Monde der Schwangerschaft, um mit der unbekanntenen, nach der Entbindung so fremden Anwesenheit vertraut zu werden. Der Mann steht – *pater incertus* – abseits. Er kann seine Vaterschaft, heute wie ehemals, nur anerkennen und rechtsgültig deklarieren. Den Geburtsriten des *Auf-die-Erde-Setzens*<sup>23</sup> folgt allenthalben das Sakrament der Annahme an Kindes Statt durchs Wort und die Namengebung. Auch in mutterrechtlichen Gesellschaften, z. B. Zentralafrikas, kommt ihm dieselbe Bedeutung zu: sorgerechtlich dem Mutter-Bruder anvertraut, weiß sich das Kind dem «Stamm», dem Totem, durch das es zur Gottheit sprechen kann, im lebenden Vater und in den toten Vorvätern eingewurzelt.

Ritus, Recht und soziales Rollenspiel vergegenwärtigten mannigfaltig in alledem die androgyne Konstitution menschlicher Existenz. Das Selbstverständnis war in der genealogischen Einheit der natürlich männlich-weiblichen Generation verankert, der noch heute Ehe-, Eigentums- und Erbrechte in Japan, Korea, China, Indien und in einigen islamischen Völkern entsprechen.

Die eschatologischen Sinngestalten, in denen der Mensch seiner selbst gewahr wird: universale Buddhaheit wie Adam Kadmon, sind fast immer zugleich männlich-weiblich, zeugend wie empfangend, als offenbarwerdendes Verborgensein vorgestellt worden.

Erfahrung wie geschichtliche Anamnese machen darauf aufmerksam, daß die Prinzipien nicht gleichartig oder gleichwertig und nicht austauschbar sind. Wer den «kleinen» Unterschied für belanglos hält, betrachtet das «bloß Physische», die Leibhaftigkeit geringschätzig. Und von Natur aus läßt sich wohl kaum zur *Mater nostra, quae es in caelis*, beten oder ein *Pater ecclesius* bekennen, weil das den elementaren Erfahrungen von Vater und Mutter nicht entspricht.

Zumindest die philosophische Anthropologie schreibt nicht vor, wie sich der Mensch zu erfahren hat, sondern hat die Analogien ernst zu nehmen, in denen er sich seit jeher versteht: als eine ins Sichtbare sich zeitigende Existenz, deren Wesen nicht in der Erscheinung, in seiner Zeitlichkeit aufgeht<sup>24</sup>. Hinzunehmen ist, daß Eva, die Lebenspendende, sich im weiblichen Urgrund, flutend wie die Zeit selbst, in Nacht- und Tod spiegelt – die unsereinem offenbare «Realität» des *samsāra*, des *Geburt-Sterbens* oder *Tod-Lebens*<sup>25</sup>. Seit der Antike ist nur im Abendland der Tod als nicht zum Leben gehörig, als Gegensatz, und zugleich die Materialität mißachtet worden.

Kaum zu verdrängende Ängste schnüren darum die metaphysische Sicht ein. In verengten Perspektiven wird nichts anderes mehr als wirklich anerkannt als der perfekt in Erscheinung getretene Gegenstand. Doch hat der – freilich nur den Wachen zukommende – gemeinsame *Logos* Heraklits denn nur begreifbar Vorhandenes gestiftet und nicht eine sinnerfüllte Weltgestalt<sup>26</sup>? Ist mit der Präsenz verborgenen Lichts nicht auch das Entborgene, amorph Vorliegende, bedeutungslos geworden, nach Einbuße der Sinnzusammenhänge von Leib und Natur lediglich Rohstoff des den eigenen Körper selbst als bloßes Werkzeug handhabenden entweltlichten Ichs?

Es stellt her, auch die Kinder, die vom väterlichen Produzenten wie vom naturgegebenen Produktionsmittel Mutter rechtens als ein Eigentum zu beanspruchen sind, über dessen «Anschaffung» man geteilter Meinung sein kann.

Aus der Sicht und symbolischen Logik der Überlieferungen betrachtet bringt die Säkulari-

sierung, zu deutsch: Verzeitigung des Selbstverständnisses gleichermaßen Parodien des Männlichen wie Karikaturen des Weiblichen hervor: ins Sichtbare und damit in Frage gezogene Väter und dem Mann oder sich selber verfügbare, also prostituierte Mütter. Wesentliche Potenzen der Weiblichkeit – ehemals im Jungfräulichen, das sich dem Unumgreifbaren auf tun kann, als vom Mysterium verwundete Weltmuschel verehrt, in der wahrhaft neues Leben als Perle wachsen kann – kommen nicht mehr zur Geltung; um so deutlicher die düsteren Funktionen der «Großen Mutter»: tausendarmig hält die nächtliche, mit der Kette aus Totenschädeln geschmückte *Kali*<sup>27</sup> das Kind umfassen; ihr Schoß – *kala* = die Zeit – entläßt uns nicht mehr.

Gegenüber der Dämonie der entmythologisierten Mutter gibt der autoritäre Vater – auch psychologisch – eine vergleichsweise harmlose Figur ab, je pompöser, desto lächerlicher, weil er beansprucht, was nur unwillkürlich wirkt: *auctoritas*. Die männlichen Potenzen, durch die in den Legenden Heilige und Helden gekennzeichnet sind, gehen ihm ab: asketische Verhaltenheit, Keuschheit, diskrete, in sich ruhende Macht, die keines Beweises bedarf, und die Tapferkeit, die Angst nicht leugnet, sondern besteht. Männische Männer erweisen sich, analytisch abgeschminkt, oft als Muttersöhnchen. Dementsprechend verzeiht die feministische Emanzipation, die sich gegen solche Unmänner auflehnt, den verwunschenen Vätern nicht, daß sie fehlten und das Mädchen der Mutter überantworteten. Jede sterbliche Frau will sich Unsterblichem erschließen.

Ohne Schutz vor Mißverständnissen kommt hier die heikle Wahrheit des Inzests zum Vorschein, von dem fast alle Ursprungsmythen berichten – Spiegel der androgynen Struktur unseres Selbstverständnisses. Dessen innere Ökonomie gerät aus dem Gleichgewicht, wenn das Zugleich von Jenseits und Diesseits, Innen und Außen, das Gleichnis des Hermaphroditen unverständlich wird. Durch das Gerede von einer «vaterlosen Gesellschaft» wird wenig aufgeklärt; es versäumt zu bemerken, daß auch die Mütter uns veruntreut haben. Nur anscheinend zur Welt gebracht und selbständig atmend sehen wir uns ins Alleinsein verschlossener Zeitlichkeit gestoßen, aus der erst die Sturzgeburt des Todes befreit. Die Herkünfte bleiben unerfindlich, nicht weil der Vater fehlt, sondern weil er undurchsichtig geworden ist. Scheinbar gewährlei-

stet die Produktion von Hominiden durch die Kopulation von Männern und Frauen weder Vater- noch Mutterschaft; nur Verzeitigung, nicht Menschwerdung.

Aus dem Konflikt der Generationen ist das so wenig zu erklären wie aus dem Zwist der Geschlechter. Die Pointe der Problematik liegt in der Paradoxie, daß ein zeitlich verursachtes Dasein sich nur in Ablösung vom Vorausgegangenen, in der Abkehr von der Vorzeit und ihren Repräsentanten selbständig machen, nur zu sich selbst kommen kann, wenn es Erbe und Erinnerungen ausschlägt. Heraklits Satz: «Der Vater, wenn er Vater wird, ist Sohn seiner selbst»<sup>28</sup>, den Hippolytos auf die göttliche Trinität ausgelegt hat, verkehrt sich in eine Selbstbehauptung des Sohnes, die nur gelten läßt, was einer aus sich macht<sup>29</sup>, als sei er leiblos, ungezeugt, ungeboren. Der «Sohn» muß in Abrede stellen, daß in ihm der «Vater» zu sehen und er mit dem «Vater» eins sei. Das restlos verzeitlichte Ich wird so fiktiv

wie der archimedische Punkt, in den es sich aus seiner einzigen Gewißheit: von Zeit, dem todgeweihten Aspekt des Mütterlichen, vereinnahmt zu werden – in eine imaginäre Freiheit zu retten sucht.

Philosophisch ist diese Problematik nicht neu. Daß Theologie jetzt aus pastoralen Gründen sich auf sie einlassen muß, geschieht ihr recht; sie hat sie dermaleinst heraufbeschworen – doch das ist hier nicht mehr zu erläutern, schon gar nicht von einem Zugereisten. Geduld, Gelassenheit und Distanz sind ihrem Nachdenken zu wünschen. Nur in weiteren Horizonten klären sich Widerspruch und Widersinn der Fragen auf. Mittlerweile kann vernünftigerweise nichts davon abhalten, wenigstens im Gebet «Vater unser» zu sagen. Wer weiß, unversehens werden wir vielleicht wieder der Wirklichkeit gewahr, die diese beiden Worte meinen. Es ist zu hoffen, denn wenn der Vater fehlt, fehlt das «gemeinschaftsstiftende Prinzip»<sup>30</sup>.

<sup>1</sup> Vergl. H. Tellenbach (Hg.), Das Vaterbild, 1–4 (Stuttgart 1976f.).

<sup>2</sup> AaO. Bd. 4: H.A. Fischer-Barnicol, Fragen nach dem Vater, 108f.

<sup>3</sup> Hierzu u.a.: S. Dasgupta, A History of Indian Philosophy, (Cambridge 1922–55); H. Zimmer, Philosophie und Religion Indiens (Zürich 1961); L. Silburn, Instant et Cause, le discontinu dans la pensée philosophique de l'Inde (Paris 1955); eine zureichende Interpretation des Karma-Gedankens fehlt.

<sup>4</sup> Vgl. B. Kimura, Mitmenschlichkeit in der Psychiatrie: Zeitschrift f. Klin. Psychiatrie, 19/1 (Freiburg 1971) und seine Studien zu Phänomenen der Anthropologie (Deutsche Gesellschaft f. Psychiatrie u. Nervenheilkunde 1970).

<sup>5</sup> Vergl. H.G. Gadamer, Wahrheit und Methode (Tübingen 1960) 252 u. 278 ff; zur Problematik interkulturellen Verstehens: Aufgaben und Probleme interkultureller Forschung (Heidelberg 1975).

<sup>6</sup> Th. Spencer, Shakespeare and the Nature of Man (New York 1942); R. Sühnel, Der Vater als Abbeviatur des Kosmos/Der Hausvater als Stellvertreter Gottes: H. Tellenbach, op. cit. II (Stuttgart 1978) 15; 30ff.

<sup>7</sup> Vergl. H. Tellenbach, aaO.; P. Ricœur, De l'Interprétation, Essay sur Freud (Paris 1965), 420f.

<sup>8</sup> Lao-tse, Tao-te-king 1.

<sup>9</sup> Li Gi, Das Buch der Sitte, übers. v. R. Wilhelm (Düsseldorf/Köln o.J.); A. Waley, The Analects of Confucius (London 1938); G. Debon, Die väterliche Macht in China: H. Tellenbach, aaO. Bd. IV, 73f.

<sup>10</sup> Buddhist Dictionary, Daitō Shuppansha (Tokio 1965); K. Nishitani, What is Religion? (Tokio 1961) s. Eastern Buddhism, III, 1.2. ff. (Kyoto 1970).

<sup>11</sup> K. Nishitani, aaO. IV – Sūnyatād (Kyoto 1973); vgl. Y. Takeuchi, Die Idee der Freiheit ... im Urbuddhismus, XIV. Int. Kongreß f. Philosophie (Wien 1972), 145f.

<sup>12</sup> Vgl. M. Eliade, Traité d'Histoire des Religions (Paris 1949); Ders.: Das Heilige und das Profane (Hamburg 1957); A. Dieterich, Mutter Erde (Berlin 1925); B. Nyberg, Kind und Erde (Helsinki 1931).

<sup>13</sup> M. Eliade, Die Religionen und das Heilige (Salzburg o.J.) 271 ff.; G. Marcel/H. Fischer-Barnicol, Leib und Tod, Metamorphosen von Anwesenheit (in Vorbereitung; Auszug: Leibliche Begegnung: Leib-Geist-Geschichte, Hg. A. Kraus (Heidelberg 1978).

<sup>14</sup> Vgl. R. Panikkar, Le Mythe de Prajapati, La faute originante ou l'immolation créatrice: Archivio di Filosofia (Rom 1967); H. Zimmer, Mythen und Symbole in indischer Kunst und Kultur (Zürich 1951) insb. 137f.; J. Duchesne-Guillemin, La Religion de l'Iran Ancien (Paris 1962); M. Molé, Culte, Mythe et Cosmologie dans l'Iran ancien (Paris 1963); K. Kerényi, Zeus und Hera, Urbild des Vaters, des Gatten und der Frau (Leiden 1972).

<sup>15</sup> Fr. Rosenzweig/M. Buber, Bücher der Weisung, Gen. 1,2 (Köln/Olten 1954).

<sup>16</sup> Ph. Rech, Inbild des Kosmos (Salzburg 1966) Bd. II, 173f.;

<sup>17</sup> Zur Funktion von nāma-rūpa: Y. Takeuchi, Probleme der Versenkung im Ur-Buddhismus (Leiden 1972); zum pratītyasamutpāda (dem sog. «Kausal-Nexus») auch R. Panikkar, El Silencio del Dios (Madrid 1970) 94f.

<sup>18</sup> Ausdruck v. M. Buber, Gottesfinsternis (Zürich 1953).

<sup>19</sup> Vgl. das «Perlenlied» der Thomasakten: R. Haardt, Die Gnosis (Salzburg 1967); zum Motiv: M. Eliade, Histoire des Croyances et des Idées religieuses, II. (Paris 1978).

<sup>20</sup> Vgl. E. Voegelin, Order and History, I–IV (Louisiana 1965); ders.: Anamnesis (München 1966).

<sup>21</sup> Zur Diskussion der Problematik des «Zwischen» u.a. mit M. Buber, T'ang Chu-I, K. Nishitani, B. Kimura: G. Marcel/H. Fischer-Barnicol, Leib und Tod (s.o.); M. Buber, Schriften über das Dialogische Prinzip (Heidelberg 1954); H.

HANS FISCHER-BARNICOL

Tellenbach, Geschmack und Atmosphäre, Medien menschlichen Elementarkontaktes (Salzburg 1968); B. Kimura, Zur Wesensfrage der Schizophrenie im Licht der jap. Sprache: Jahrb. f. Psychologie, Psychotherapie u. Med. Anthropologie 17/1-2 (Freiburg 1969); K. Nishitani, What is Religion?/ Eastern Buddhist III,1: The Personal and the Impersonal (Kyoto 1970).

<sup>22</sup> Vgl. H.A. Fischer-Barnicol, Das Mystische Wort (Mainz 1974): zur Methode eines »negativen« phänomenologischen Aufweises durch die Kritik der erweisbar nicht zutreffenden Verweise.

<sup>23</sup> M. Eliade, La terre-mère et les hiérogamies cosmiques: ERANOS, XXII (Zürich 1954); G. Dumézil, Les Dieux des Indo-Européens, (Paris 1952); M. Kabamba-Mpanga Mupompa, Ureltern und Totem, Protokoll der Kolloquien 1972/74 - IIR/ICC (Zürich 1975).

<sup>24</sup> Hierzu sind unzählige Belege aus Upanishaden, Sutren und vedantischer wie buddhistischer Philosophie wie aus fernöstlichen und abendländischen Zeugnissen vorzulegen; ich versuche sie zu ordnen: H.A. Fischer-Barnicol, Zeitigung und Geschichtsverständnis (in Vorbereitung); unbeachtet und bedenkenswert: F. Rahman, The Philosophy of Mullā Sadrā (Albany 1975) als muslimischer Beitrag zu »zeitlicher Existenz«.

<sup>25</sup> Buddhist Dictionary (s.o.) (Tokio 1965); R. Okōchi, Nietzsches Amor fati im Lichte von Karma des Buddhismus, Int. Jahrb. der Nietzsche-Forschung I/1972 (Berlin/New York 1972).

<sup>26</sup> H. Diels, Fragmente der Vorsokratiker, Fr. 89 (Berlin 1951); M. Buber, Dem Gemeinschaftlichen folgen: Logos (Heidelberg 1962).

<sup>27</sup> M. Eliade, Das Heilige und das Profane (Hamburg 1957) S. 40f.; J. Przyłuski, From the Great Goddess to Kāla, Indian Histor. Quaterly (Madras 1938); L. Silburn, aaO. 137f.

<sup>28</sup> H.G. Gadamer's Rekonstruktion: Vom Anfang bei Heraklit, Festschrift Volkmann-Schluck 1974, s. ders. Das Vaterbild im griechischen Denken: H. Tellenbach aaO. Bd. I (Stuttgart 1976) 50f.

<sup>29</sup> Vergl. G. Marcel, L'être et le néant par J.-P. Sartre: Rencontre (Paris 1944); K. Nishitani, What is Religion? I.: Philosophical Studies of Japan Bd. II (Tokio 1960).

<sup>30</sup> H. Tellenbach, Konturen künftigen Vaterseins: aaO. IV (Stuttgart 1979) 154.

1930 geboren; Studien: Theologie, Religionswissenschaften, Philosophie; Publizist, wissenschaftlicher Berater versch. kirchlicher und politischer Organisationen; internationale Enquête zu wissenschaftstheoretischen Fragen; Studien- und Forschungsreisen (Japan, China, Südostasien, Indien, islamische Länder, Nordafrika); Mitbegründer des internationalen Forschungskreises für Symbolik (1963), aus dem (1969) das Institut hervorging, das er seither leitet i.A. der INTER-CULTURAL COOPERATION; Forschungsprofessur der China-Academy, Taipei; Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften und Gremien. Publikationen zu theologischen und religionsgeschichtlichen Problemen, zu Vorfragen interkultureller Verständigung, zur philosophischen Anthropologie, u. a.:

Hoffnung u. Gefährdung des Religiösen (Salzburg 1960); Neue Wege der Nachfolge (Göttingen 1962); De Universiteit als Idee en Werkelijkheid (Löwen 1965); Gestalt und Transparenz kritischer symbolischer Erfahrung (Stuttgart 1967);

Vom Sinn der Gesellschaft (Fr. v. Baader) (Heidelberg 1967); Präsenz in symbolischer Erfahrung, ontologische Probleme der Symbolforschung (Basel 1968);

Offenstand des Daseins - zum Problem eines mystischen Existenzials (Salzburg 1969);

Das Ende der Ökumene (Zürich 1969);

Vorfragen einer Philosophie der Verständigung (Taipei 1969);

Verwandlung in Gemeinschaft (Weilheim 1971);

Systematic Motifs in G. Marcel's Thought (Evanston/Salzburg 1974);

Zur Hermeneutik religiöser Freiheit (Rom 1968) Hamburg 1974);

Aufgaben und Probleme interkultureller Forschung (Heidelberg 1974);

Das Mystische Wort - Erleben und Sprechen in Versunkenheit (Mainz 1974);

Leibliche Begegnung - zur Phänomenologie des Leibes (Tokio 1975/Heidelberg 1977);

Leib und Tod, Metamorphosen von Anwesenheit - ein gemeinsamer Gedankengang mit Gabriel Marcel (Manuskript 1979) (in Druck);

Die Islamische Revolution, Krise einer religiösen Kultur (Stuttgart 1980);

Zur Ökonomie technischer Entwicklung (Neustadt/Gießen 1980);

Zeitigung und Geschichtsverständnis - Studien zur Kritik der Vorstellungen von Zeit und Kausalität (in Vorbereitung).

Anschrift: Institut für Interkulturelle Forschung, Sandwin- gert 69, D-6900 Heidelberg.